

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 34 (1929-1930)
Heft: 24

Artikel: Schule halten in fremdem Lande [Teil 2]
Autor: Munzinger, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-312364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rand einer lieblichen, grünen, sich zu Tal senkenden Mulde zu einem zweiten Stadthügel mit neueren Gebäuden und einer uralten romanischen Kirche. Im Rückblick fesselten uns am jenseitigen Abhang der Altstadt 10 steinerne Bogen gleich einer Felsengalerie. Das sind die « Fonti », die Wasserversorgung von San Gimignano, wo die Frauen das Trinkwasser in Krügen schöpfen und ihre Wäsche besorgen. Aus den anmutigen Pfaden, welche die Talmulde auf- und niedersteigen, hallten in die sonntägliche Stille deutsche Laute unserer Gefährten, ein Begegnen und Grüßen im Weitergehen. Am Ende einer ansteigenden Strasse in der Altstadt gerieten wir unversehens über alte hohe Stein-
stufen, durch eine duftende Gartenwildnis und wieder über Stufen auf den *Rocco*, das älteste, ruinenhafte Kastell. Welch ein Blick, hoch über der Stadt und ihren stolzen Vierecktürmen, ringsum in schönes üppiges Land, die *Valle dell' Elsa*, mit verstreut in schönem Grün liegenden Landhäusern und Ruinen, Blumen in allen Gärten, Blumen über altem Gemäuer in warmen Farben glühend, flatternde Sommervögel und die lieben singenden Schwalben, festlich gekleidete Menschen aus und zu den Kirchen strömend! Ein unvergesslicher Ostermorgen. Und der würdige Auftakt zu unserer Weiterreise im Auto nach Siena.

Mathilde Alther.

Schule halten in fremdem Lande.

(Schluss.)

Das Gesetz, dass jeder hier Geborene Brasilianer ist, erweitert natürlich den Begriff der brasilianischen Nation. Ich will aber von meinen Schülern und von ihrer Rassezugehörigkeit sprechen. Sao Paolo ist zum grossen Teil mit Italienern bevölkert. Wir Schweizer kennen den Italiener meist als Maurer, Erdarbeiter. Kennen wir wirklich seine Eigenschaften? Wir denken ihn uns feurig, sentimental, cholerisch. Aber er ist auch genügsam und haushälterisch. Er bringt es dadurch und weil er keine Arbeit scheut, zu Wohlstand. Wenn er endlich die Mittel dazu hat, dann eignet er sich gerne und mit Geschick an, was dem Bürger Kunst und Wissen im eigenen Hause bieten können — nicht mit der Zähigkeit des Germanen, aber mit jener spielenden Auffassungsmöglichkeit seines Volkes. Ich sehe unter meinen Schülern die ins Elegante umgewandelten Typen unserer schweizerischen « *Muratori* », deren Nachwuchs oft genug in unsern Primarschulen sitzt. Es sind hübsche, dunkeläugige, schlankgewachsene Mädchen und Burschen, neben den blonden venezianischen und lombardischen Vertretern. Sie sind nicht sehr fleissig im Studium, aber leicht mit einem freundlichen Wort zu begeistern. Sie führen klingende Namen wie: Orlando, Adalberto, Sangermano — die Mädchen: Yolanda, Angelina usw.

Ein anderes, stark vertretenes Volk sind die « *Türken* », worunter man aber die zum Teil aus Palästina, zum Teil aus Aegypten eingewanderten Syrier versteht. Dieses Volk besitzt in seiner Gesichtsbildung alle Formmöglichkeiten und ist doch leicht durch ein undefinierbares asiatisches Etwas erkenntlich. Da ist Tufik Gantous, ein gutmütiger Bursche mit einem wahren Seeräubergesicht; Mansur Haddad könnte dem Aussehen nach ein Schweizer Bauernsohn sein, wenn nicht auch ihn der asiatische fast süssliche Ausdruck kennzeichnen würde; Labib Casseb ist der typische Kleinasiate, hübsch, dun-

keläugig, von fast grüner Gesichtsfarbe. Es sind gute Schüler im allgemeinen und absolut angenehme Charaktere, entgegen der Ueberzeugung in den europäischen Handelskreisen, dass der Syrier ausser einem skrupellosen, verschlagenen Handelstalent keine besonderen Charaktereigenschaften besitze.

Neben diesen drei Hauptrassen kommt nun das Gemisch aller andern Völker. Ich will nur einige Namen aufzählen, wie ich sie in meinem Rodel vorfinde. Die Familiennamen der Brasilianer sind vielfach zusammengesetzt und scheinen alle adelig, weil sie oft mehrere «vons» besitzen. Beispiel: Sousa Barros de Lima. Vornamen: Annar, Evarista, Tabajara, Opaline, Rebecca, Jone, Aracy, Joffre, Aristeo, Delphino, Elisiario, Ildeo, Cassio, Alcibiades, Euridice, Heloisa, Merino, Ruggerio, Sherlock. Auch die Vor- und speziell die Mariennamen sind oft zusammengesetzt. Maria de Lourdes, Maria da Conceição, Maria da Assumpção. (Diesen letztern Namen, d. h. «Himmelfahrtsmarie», führte eine fürchterlich aussehende und dazu boshafte halb-indianische Köchin einer Bekannten!) Eine meiner Kolleginnen heisst «Dona Conceição». — Was einem in diesem Gemisch fremder und hochtrabender Laute doch Namen wie «Jakob Ruchti» oder «Walter Lang» heimatlich anmuten! Ein Däne heisst «Aagard» — gleich denkt man an die alten nordischen Sagen. Ganz unerwartet waren meine Erfahrungen mit den Japanern. (Namen: Hironobu Kabaiasch, Hideo Hmaïa, und merkwürdigerweise heisst das Töchterchen irgendeines japanischen Gesandten Ruth Kurowsky, was eher russisch klingt.) Wir stellen uns den Japaner traditionell mit eisernem Willen und Fleiss und auch guter Befähigung vor. Die verschiedenen Schüler waren meist nicht sehr begabte, eher zu ruhige Burschen, Ruth dagegen das lebhafteste, fleissige, intelligente Mädchen aus guter Familie, wie wir es überall treffen. Hideo, der vielleicht am ehesten unserer Vorstellung von seinem Volke gerecht wird, ist still, zähe, fleissig, wenn auch nicht sehr begabt. Hironobu endlich ist der verkörperte dumme Lausbube, wie man ihm in den Schulen aller Länder begegnen kann. Man sieht daraus: Nord und Süd, Ost und West, überall wie bei uns!

Also individualisieren oder nicht? Es ist auf jeden Fall schwer, in der Praxis zu wählen. Dies um so mehr, als die Schüler selbst an das Herdensystem gewöhnt sind, d. h. keiner mit Tat und Gedanke herausspringen darf und schon deshalb den individualisierenden Unterricht schlecht vertragen.

Eine andere Vorschrift, die mir von meiner Kollegin für Französisch gemacht wurde, die als Autorität gilt, war: Schriftlich gearbeitet, d. h. korrigiert wird nicht. Der Unterricht soll mehr im Sinne des Dozierens gehalten werden, wie in Europa an den Universitäten. Man denke sich dies bei Schülern von 13 bis 18 Jahren, die nicht, wie diejenigen in der Schweiz, eine disziplinarische Grundschulung gehabt haben!

Ein schlagender Beweis dafür sind die Hefte. Ich habe 15jährige Schüler, die kaum ein Heft zu führen wissen und noch um die Titel herum eine einfältige Blümchengarnitur machen. Man stelle sich also bei solchen unreifen Schülern einen schriftlich nicht kontrollierten Unterricht vor! Ich führte also Hefte ein und habe mir, glaube ich, dadurch wenig Freunde gemacht.

Vom Bureau aus ging noch eine andere Ermahnung an mich, und die hiess: «Nao dar nenhuma confiança aos alumnos.» Dies ist ein hartes brasilianisches Wort, das bedeutet, man solle in keinen Schüler das geringste Vertrauen setzen und ihm nichts Gutes zutrauen. Dieses Wort schien mir

besonders unangebracht für eine Schule, die sich sehr bemüht, christliche Ideen zu fördern. Ich glaube auch nicht, dass die Direktoren selbst das Wort gebraucht hätten; da aber das Fräulein, das es mir sagte, alle Macht einer Direktorin besitzt, hatte das Wort doch schwere Bedeutung.

Im Sprachunterricht ist die bevorzugte Methode: Viel Konversation, im Sinne der Berlitz-Methode. Daraus entsteht das, was wir gelegentlich in der Schweiz das « Volontär-Französisch » nennen. Ein Plappern ohne Grund-sicherheit! Man stelle sich nun vor, dass zu dieser Methode die Claude Augé-Bücher gegeben werden. Im vierten Schuljahre zum Beispiel, d. h. auf einer Stufe, da die Schüler ungefähr soviel wissen, wie bei uns im zweiten, dritten Jahre, wird Augés « Cours moyen » gegeben, ein Buch, das man in den Schulen der französischen Nation auf der vorgeschrittenen Sekundarstufe benutzt, ein Buch mit einem ungeheuer reichen Material an grammatikalischen Regeln, dazugehörigen Uebungen und Lesestücken. Wie meine Kollegin es anstellte, dieses Buch in einem Jahre « durchzuarbeiten », dabei noch, wie sie behauptet, meist Konversation getrieben zu haben, ist mir unfasslich. Die Schüler dürfen nämlich auch nicht mit Aufgaben überlastet werden, trotzdem sie nur vier oder viereinhalb Stunden per Tag haben. In Betracht zu ziehen ist noch, dass die Schüler beständig die Schule wechseln, ein- und austreten — und die Lehrer auch oft genug.

Lebhafter Unterricht, das heisst mit rascher, fröhlicher Allgemeinbeteiligung, scheint von der Direktion auch nicht gewünscht zu sein. Die Schüler sind zu dieser Art des Unterrichts ebensowenig erzogen, dass sie gleich auf unartigste Weise Unfug treiben. Sittenunterricht im Sinne Försters und anderer führender Pädagogen ist absolut unbekannt. Der Primarunterricht ist überhaupt nur ein Fachunterricht, speziell für Mathematik, Kalligraphie, Geschichte, Geographie, und in der Heimatsprache ein Gedrille von grammatikalischen Regeln, auf einer Stufe, auf der wir noch nichts wissen, als Auge und Hand an die Orthographie und das Ohr und Gefühl durch Lektüre und Memorieren, Aufsatz und Konversation an die edlen Formen der Muttersprache zu gewöhnen. So hat man denn hier die merkwürdige Erscheinung, dass kaum einer seine Muttersprache richtig spricht, aber mit grammatikalischen Regeln, die er nicht anwendet, gespickt ist. Wenn ich damit das Resultat in unsern schweizerischen Schulen vergleiche, wo wir erst das Hochdeutsche quasi als Fremdsprache zu lehren haben und es so weit bringen, dass jeder mittelmässig begabte und geschulte Bürger ein nahezu fehlerfreies Hochdeutsch spricht und schreibt (?), so kann ich nicht umhin, dies in der Methode zu suchen. Dazu kommen selbstverständlich äussere Einflüsse. Die Schüler lesen nicht; sie haben ja den « Ersatz » im Kino, den sie von der Wiege an unbehindert besuchen. (Die jungen Mütter gehen oft mit den Säuglingen *nachts* in den Kino!). Zudem verderben die vielen Einwanderer die Sprache. Endlich ist die portugiesische Sprache keineswegs leicht, aber selbstverständlich lange nicht so schwer wie das Deutsche.

Im Disziplinhalten haben meine brasilianischen Kolleginnen ein besonderes Talent. Ich versuchte zu ergründen, worin ihre Stärke denn bestehe. Noch einmal will ich voraussenden, dass der Brasilianer, nicht immer nur der gebildete, eine angeborene, würdevolle Art hat. Folgendes kleine Erlebnis mag dies beleuchten. Ich fuhr mit dem Tram durch eines der etwas gewöhnlicheren Stadtviertel Sao Paulos. Neben mir sassen zwei Jungen mit

grossen Korbflaschen voll Branntwein. Schwester und Mutter mit ebensolchen in der Bank vor mir. Als sie sich unbemerkt glaubten, öffnete der eine die Flasche und versuchte zu trinken, und der andere half nach. Da sah die Schwester nach rückwärts, gewahrte den schlechten Scherz, nahm die beiden Schlingel fest ins Auge und sagte nur: «Falaremos em casa sobre isto» (wir werden über dies zu Hause sprechen). Man merke sich — die Familie eines Schnapsbudenbesitzers! Hätten die irgendwo in Europa nicht schon im Tram gezetert und eine Szene aufgeführt? Dabei waren die beiden Schlingel so zerknirscht, dass deutlich zu ersehen war, dass das kurze Wort mehr wirkte als eine solche. Und geprügelt wurde dann zu Hause sicherlich auch nicht, sondern nur, in einem vielleicht ebenso kurzen Satze, ihnen die Verächtlichkeit ihrer Handlung dargetan und für längere Zeit die «confiança» entzogen.

Diese angeborene Würde erleichtert es, Disziplin zu halten. Dazu kommen bei meinen Mitlehrerinnen noch zwei Hauptmomente. Das erste, glückliche ist der ungeheure Glaube an sich selbst und die eigene — Erhabenheit, möchte ich sagen. Glückliche, wer ihn besitzt, denn er wirkt ohne weiteres hypnotisch. Ganz abgesehen davon, dass ein gut Teil angeboren ist, wird dieser Glaube an das eigene Ich auch schon in den Normalschulen anerzogen. Dort gibt es kaum ein Anfahren, Schelten, Spotten und Spötteln, wie vielerorts bei uns, was so oft Minderwertigkeitsgefühle erzeugt.

Das zweite, nach meiner Meinung ungünstige Moment, liegt eben in der Art des Unterrichtes selbst. Wir mit unsern europäischen Methoden glauben jeden einzelnen geistig aufrütteln zu müssen, versuchen auch die Unbegabtesten und Allertrügsten Schritt halten zu lassen, kontrollieren nicht nur die Hausarbeit, sondern auch jeden Augenblick die Aufmerksamkeit des Schülers, und daraus entsteht oft dieses Geplänkel, das hier als Unfähigkeit des Lehrers ausgelegt wird und es bei einem Material von einigermaßen vollwertigen Schülern auch wäre. Aber wo haben wir dieses?

Meine brasilianischen Kolleginnen dozieren. Ganz eigenartig aber berührte mich dabei eines: Sie sprechen mit möglichst leiser Stimme. Ich erinnere mich speziell einer Kollegin, die in der Schule nur im leisesten Flüsterton sprach. Mir war es, dicht neben ihr stehend, unmöglich, mehr als die Hälfte ihrer Aussagen zu verstehen. — Man stelle sich dagegen unsere phonetische Grundregel vor: Sprich laut und deutlich! Aber eines ist gewiss: Dieses leise Sprechen wirkt! Wer würde es wagen, in diese feierliche Stimmung hinein auch nur einen Flüsterlaut zu werfen? Ich bin zwar überzeugt, dass ein Grossteil der Klasse — dabei auch aufmerksame Schüler — nicht immer versteht, was gesprochen wird und sich ganz auf das Buch verlassen muss.

Vielleicht denken meine Leserinnen, der Unterricht sollte so gestaltet sein, dass nicht zu diesem seltsamen Mittel gegriffen werden müsste. Ich habe auch selbst allerlei derartige «revolutionäre» Ideen gehabt und mir immer und immer wieder zitiert: «Mit Wärme lies und sprich und mit des Geistes Hauch, denn wo der Ausdruck fehlt, da fehlt der Eindruck auch.» Aber ich will gleich voraussetzen, dass ich die Rechnung in der ersten Zeit eben ohne den Hauptfaktor, dieses ausserordentlich schwierige, zusammengewürfelte Schülermaterial gemacht hatte. Einige davon werden nie profitieren *wollen*, und Zwang mit Strafen existiert nicht. Mögen sie also wenigstens nicht stören!

Endlich noch tritt die Lehrerin immer nur mit dem allerfeierlichsten Gesicht vor die Klasse, lächelt möglichst wenig, behält die Klasse fest im Auge und gerät weder über die Materie selbst, noch über eigene Gefühle in Affekte. — Da ich nur an amerikanischen Schulen amtete und auch erfahren habe, dass dieses Leisesprechen dort pädagogische Regel ist, will ich hiermit nicht etwa feststellen, dass dies *brasilianische* Pädagogik sei. Indessen gilt es hier merkwürdigerweise in Gesellschaft zum absolut korrekten Ton, leise oder wenigstens doch halblaut zu sprechen. (Merkwürdig dazu berührt mich der Gegensatz, dass man junge Mädchen so oft im Hause herum — auch im fremden und in den Schulinternaten — mit fürchterlich grellen Stimmen singen — sogar Kinderlieder — und lachen und kreischen hört!)

Ich las kürzlich in einer Schweizerzeitung eine von einem Amerikaner selbst geschriebene schwere Kritik über die Hochschulen der Vereinigten Staaten. Er behauptete, die Schüler würden ausser zu Materialismus und Sport zu Flauheit, Mittelmässigkeit erzogen. Keine Stürmer, keine Grübler, keine Kämpfer! Bekam er den Eindruck vielleicht durch die Methode? Auf jeden Fall habe ich an meinen amerikanischen Kolleginnen und Kollegen nichts dergleichen bemerkt — jedoch kommen diese aus besondern Missionshochschulen.

Eines ist gewiss, dass mir vieles von dem Neuen genützt hat. In der Schweiz machte mir einmal eine Kollegin den « bittern » Vorwurf, dass ich alles mit meinem « runden Gesichte » leiste! Ich habe nämlich ein etwas gutmütiges Gesicht, das mir jenseits des Wassers bei Kindern und Eltern Sympathien zuzog! — Hier suche ich nun dieses zu zerstören; hier wirkt so etwas verderblich! Ehe ich in eine Klasse trete, gebe ich mir Mühe, möglichst so auszusehen, als ob ich — eben niemandem « *Confiança* » gäbe — und doch kann ich nicht umhin, die ganze Schlingelgesellschaft lieb zu haben. — Eine glückliche Mischung der amerikanischen und unserer eigenen Methode nützt sicher nicht nur der Klasse, sondern dem Lehrer selbst, der sich dadurch viel weniger aufreibt.

Man wird sich fragen: « Wie macht man denn die Schüler arbeiten? »

Mit den Wandtafeln und den Examen — heute noch mit Examen. Alle fünf Wochen zwei Tage Examen. Jedes Fach wird ein und eine halbe Stunde examiniert, in denen schriftlich so und so viele Fragen beantwortet werden müssen. Alle Bücher müssen vorher abgegeben werden, kein Papier darf herumliegen, die Bänke werden kontrolliert, ob sie nicht Zeichen enthalten, und ein oder zwei Lehrer sind noch zur Kontrolle da. Bei der geringsten auffälligen Bewegung wird das Resultat mit Null zensiert. Auch hier: *Nenhuma confiança*! Das Mittel aus der Examennote plus Periodennote gibt die Note, die den Eltern zugesandt wird. Diese Examen verlieren jedoch ihre Strenge, weil sie wiederholt werden können. Wer durchfällt, bleibt das Examen « schuldig » und kann es noch so und so viele Male machen, allerdings mit andern Fragen, bis es dann endlich glückt. Weggeschickt werden die Schüler nur in den allerschwersten Fällen von Ungenügen oder aus disziplinarischen Gründen. Die meisten Schulen sind Privatschulen — und ringen um ihre Existenz — was hier vieles beeinträchtigt.

Ganz neu für mich war die Art, wie man die Wandtafeln gebraucht. Rings um den Raum, an mindestens drei Seiten, oft sogar noch zwischen den Fenstern, sind Wandtafeln in die Mauer eingelegt. Diese werden mehr von

den Schülern als vom Lehrer gebraucht. Die ganze Repetition wird da vorgenommen. Will ich z. B. eine Gruppe unregelmässiger französischer Verben repetieren, so lasse ich die ganze Klasse, soweit sie Platz hat, an den Tafeln antreten und jeden Schüler eine bestimmte Aufgabe schreiben. Das Endresultat wird dann von der Lehrerin zensiert. Ebenso werden die Aufgaben in Arithmetik, Geschichte, Geographie, Grammatik usw. gelöst und kontrolliert. Mir fiel und fällt heute noch die rasche Kontrolle dieser Fragen schwer, weil man aus alter Gewohnheit immer wieder an allen möglichen Haken und Häkchen hängen bleibt, als da sind: Schlechte Schrift, Darstellung und dergleichen. Das darf man allerdings nicht, und man muss diese Dinge ganz allein auf den Kalligraphieunterricht verlegen. Man überlege: Gymnasialstufe, 30 bis 40 Schüler, eine knappe halbe Stunde Zeit und bei Nichtführen von Heften, die ganze Kontrolle der Hausarbeit an der Wandtafel auszuführen! Hefte wird dies nie ersetzen, aber auch hierin wäre eine Teilanwendung bei uns zu empfehlen.

Mir schien erst, diese Wandtafeln seien alle aus Schiefer, bis ich entdeckte, dass auch hierin der praktische Amerikaner ein äusserst billiges Verfahren hat, das den teuren Schiefer ersetzt. Es wird Zement, feingesiebter Mörtel und Teer gemischt, zwischen zwei Holzrahmen, die oben und unten das Tafelfeld begrenzen, aufgetragen, dann abgeschliffen und nochmals geschwärzt, ebenfalls mit dünner Teerfarbe. Ich habe auf Tafeln geschrieben, die absolut gleichwertig mit unsern Schiefertafeln waren — andere dagegen weniger. Es kommt auf die Mischung an, die sorgfältig ausprobiert werden muss und die man dann unbegüterten Schulgemeinden aufs wärmste empfehlen kann.

Schwämme werden keine gebraucht. An ihre Stelle tritt eine Art Handbürste, deren Borsten durch Teppichabfälle ersetzt sind. Damit wird rasch trocken abgerieben. Dies zu empfehlen wäre verfehlt, da man beständig in einer Staubwolke lebt und atmet. — Es fällt einem überhaupt auf, dass nicht alles nach dem Grundsatz eingerichtet ist: «Für die Schule ist das Beste gut genug.» Aber das wäre in einem so unfertigen Lande, wie Brasilien, verfehlt und würde die Existenz solcher Schulen verunmöglichen. Man denkt oft mit Sehnsucht an die so perfekten, geordneten Verhältnisse in unsern Schweizer Schulen — und dennoch ist auch einiges leichter und gesünder hier. Man verdient mit weniger Stunden einen vollen Monatsgehalt, weil man bei Volk und Vorgesetzten einem liebevollen Verständnis für die tiefgreifende Arbeit eines Lehrers begegnet, auch weil dem — oft gar nicht so ungünstigen — Klima Rechnung getragen wird. Dazu arbeitet man nicht nur nie bei geschlossenen Fenstern, sondern immer im Durchzug, d. h. auch mit offener Türe. Eine Nordamerikanerin sagte mir, als erstes sei ihr aufgefallen, dass man in diesem Weltteil auch im Zimmer die Mäntel anhabe. Der Brasilianer lebt eben nur bei offenem Fenster, und da auch im Winter — oft bei nahezu null Grad — nirgends geheizt wird, ist eben warme Kleidung nötig. — Als Gegensatz dazu erinnere ich mich der Gewohnheit der wohlhabenden Bürgerfamilien in Nordrussland, die bei zwanzig und mehr Grad Kälte ihren Töchtern zu Hause duftige Waschkleidchen anzogen. Dort sind eben die im Winter eingekitteten Doppelfenster und eine reichliche Heizung Usus. — Alles relativ, sagt Einstein!

Auch die modernen Ideen sind hier zum Teil schon recht verbreitet. Als

ich vor zehn Jahren in Rio de Janeiro ankam, und, durch eine Schweizerin vermittelt, in einer brasilianischen Volksschule Besuch machen konnte, fand ich schon die Stäbchen zum anschauenden Rechenunterricht. Buchstaben auf Kärtchen zum Zusammensetzen, bunte Papiere zum Kleben und Kitt zum Formen vor. — Für das Arbeitsprinzip haben wir in unserer amerikanischen Schule grosse, schwere Tische mit erhöhtem Rand (dichter Zaun) und mit sandiger Erde gefüllt. Man sieht da die hübschesten Dinge entstehen — Landschaften mit Seen (aus Glasscheiben), Wälder, Dörfer und Höfe, die dann von Lehrer und Schüler mit Papierpuppen bevölkert werden. Ganz reizend war die Idee, in den feuchten Sand Weizen zu säen, der dann bald sprossete und grünte und ein grünes Feld mit einer holländischen Windmühle gab. — Ich benützte die Gelegenheit und einen Teil meiner Lateinhalbstunde, um den Schülern die Saugwürzelchen, die bloss lagen, zu zeigen; denn im naturkundlichen Unterricht sind die hiesigen Schulen — ob nord- oder südamerikanisch — arm. Ich habe manchmal Mitleid mit den jungen Menschen, denen die Wunder der überreichen hiesigen Natur so wenig sagen. In der ersten Gymnasialklasse meiner Schule sind seit einem Jahr per Woche drei Halbstunden vorgesehen. Die Stufe ist etwa dieselbe, wie die erste Gymnasialklasse unserer Kantonsschulen. In diesen wenigen Stunden, in einem Jahre, wird das Allernötigste an Botanik, Zoologie, Anatomie des menschlichen Körpers, Biologie, Anfangsgründe der Chemie (d. h. nein, nicht Anfangsgründe, denn ich sah plötzlich eine schwere Formel der organischen Chemie an der Tafel) und einige physikalische Studien doziert! Josias beklagte sich einmal bei mir, dass er von allem nichts verstehe, und mir tat der Lehrer leid, der in so kurzer Zeit aus dem ungeheuren Pensum etwas zu machen hatte.

Doch zurück zum Arbeitsprinzip in den untern Klassen und der Handhabung der neuen Ideen! Ich studierte das von einer brasilianischen Lehrerin geschriebene und in der allerersten Klasse gebrauchte Lesebuch. Die Einleitung deutet auf neue Methode, spricht gegen die alte, verspricht Gedichtchen und Geschichten, die den Kindern nun aber ganz sicher die Schule lieb machen würden. Ich fand schliesslich, dass es dieselben immer wiederkehrenden Leitmotive: Mütterchen, Vögel und Blumen, Gehorsam, Fleiss, Art und Unart waren, wie man sie auch in der alten Methode hatte. Nur fehlt jetzt die methodische Einführung in die Lesekunst, dieses Schritt für Schritt Vortrittstrippeln, das den Kleinen angepasst ist.

Ich weiss nicht, wo wir heute in der Schweiz mit dem Arbeitsprinzip stehen und ob auch dort die kleine, teilweise Einführung (synthetische Methode?) in Lesen und Schrift verpönt ist. Hier ist, nach meiner Auffassung, die neue Art noch recht unaufgeklärt und mangelhaft.

Lasse ich durch Vorsprechen und Wiederholung die Aussprache eines Wortes verbessern, so ruft das der Lachlust von seiten der Schüler oder dann sind sie beleidigt. Ich lasse zum Beispiel im Französischen einen Schüler, der « Alexandre » mit « Aleschandre » aussprach, zweimal « Alegsandre » sagen — gleich lacht die Klasse wie toll. Oder, ich korrigiere einem Schüler sein mit einem u ausgesprochene englische « but ». Er wiederholt es aber nicht, macht ein beleidigtes Gesicht (das passiert besonders bei den allerbesten Schülern) und liest weiter. Ohne besonders darauf zu bestehen, repetiert mir kein Schüler das korrigierte Wort der Fremdsprache. Das ist eben neu für sie. Die eine oder andere Kollegin hier würde sich vielleicht

jetzt aufregen; denn sicherlich werden Fehler korrigiert, aber nicht so systematisch, wie wir es tun. Man trifft hier noch einen guten Prozentsatz von Schülern, die nach sechs bis acht Jahren noch l für r schreiben, speziell in der Muttersprache. Für mich ist dies fraglos das Resultat einer phonetisch unsorgfältigen Arbeit in den untern Klassen. Für Philologen ist diese Erscheinung ja interessant. Wir stehen hier inmitten einer Sprachänderung, die in den Ländern, die ein absolut gründliches Schulsystem haben, für immer gehemmt ist. Das portugiesische r Portugals wird, wie das italienische, rollend ausgesprochen. Dasjenige Brasiliens indessen weicher, ein wenig dem englischen ähnelnd. So ist man hier inmitten des Uebergangs beziehungsweise Rückgangs von r zu l. (Französisch: plage, spanisch: playa, portugiesisch: praia; französisch: place, spanisch: plaza, portugiesisch: praça.) Auch b und v wird beständig verwechselt, speziell in Portugal selbst.

In einigen Fächern wird von den Schülern sehr viel verlangt. So z. B. in der Mathematik, wo besonders die Algebra hoch entwickelt wird. In der Grammatik der Muttersprache wird Unglaubliches geleistet, aber wenig angewandt. Ich assistierte in einer siebenten Klasse (mit Schülern von 12 bis 14 und mehr Jahren), in der gerade die zehn verschiedenen Gruppen von koordinierten und subordinierten Konjunktionen gedrillt wurden. Es bestehen natürlich auch Lesestunden, und gelegentlich werden Aufsätze gemacht. Trotzdem ich letztes Jahr acht Lehrerinnen ablöste, begegnete ich immer und immer wieder nur dem Grammatikunterricht. Memoriert wird, in unserer Schule speziell, nur wenig; die Gedichte werden allgemein, in ganz Brasilien, mit Gesten vorgetragen, was wir ja ganz abgeschmackt finden (neuestens nicht mehr). — In Geographie werden viel mehr Namen (Ortsnamen, Inseln, Berggipfel usw.) gelernt. Auch mit Fremdsprachen wird viel zu früh angefangen. Endlich ist auch den Schülern allgemein gestattet, Klassen zu überspringen, auch in den Staatsschulen. Ein guter Schüler studiert für sich, macht den Sommerferienkurs durch, dann ein Examen und kann dann Klassen überspringen, dies sogar mehrmals. Auf diese Art wird dann der gute Schüler ein mittelmässiger, der in seinem Wissen viele Lücken hat. In Rio wurde mir ein sechzehnjähriger Junge vorgestellt, der mit zwölf Jahren seine Geographiematur in der Normalschule Pedro Segundo gemacht hat. Ich lernte daraus, dass man die Fachexamen einzeln machen kann. Er hat nun also sein Abiturientenexamen für dieses Fach in der Tasche und braucht sich nie mehr um Geographie zu kümmern.

Vielleicht ist es meinen Leserinnen aufgefallen, dass ich im allgemeinen nur von Lehrerinnen als Kolleginnen spreche. Es ist eine merkwürdige Tatsache, dass in Brasilien die Männer für sich diesem Berufe abgeneigt zu sein scheinen und sich anderer Tätigkeit zuwenden. Um so höher schätzen sie die Lehrerin, verheiratet oder unverheiratet wird gar nicht beachtet, und die Frau wird ganz selbstverständlich als die natürliche Erzieherin betrachtet. An den Gymnasien findet man dann schon zum grössern Teil Lehrer und an den Hochschulen sozusagen ausschliesslich Professoren.

Ich überlege mir manchmal, ob der schweizerische Lehrer- und Lehrerinnenverein nicht in Brasilien, gleich der amerikanischen protestantischen Mission, Schulen einrichten könnte. Ein Teil der Stellen und Stunden muss freilich, laut brasilianischem Gesetz, von Brazilianern mit portugiesischer Sprache besetzt sein. Die Rentabilität wäre wohl gesichert, denn Tausende

von Schweizerfamilien würden so gerne ihre Schüler in eine solche Schule senden, speziell, wenn man die Nebenfächer in den drei Sprachen unserer Schweiz verteilen würde und so jeder Gelegenheit hätte, seine Muttersprache zu pflegen. Auch würde die Schule sicher der liebenswürdigen Hochachtung beugen, die wir Schweizer im Auslande und besonders hier geniessen.

Mich erfüllt schon deshalb oft eine heisse Dankbarkeit, wenn ich der Heimat gedenke, die dem jungen Menschen so vieles schenkt. Ich habe hier viel Neues und Schönes gesehen, viel warmherzige und edelgesinnte Menschen getroffen, den blauen Himmel und die überreiche Erde Brasiliens liebgewonnen, habe endlich viel Neues gelernt und doch — « Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland ! »

Marie Munzinger.

(Instituto Christao, Castro, Paraná, Brasilien.)

Generalversammlung des Schweizerischen Arbeitslehrerinnenvereins

am 6. und 7. September 1930 in Sarnen.

Eine stattliche Zahl von Arbeitslehrerinnen und Gästen folgte freudig der Einladung, an der Generalversammlung in Sarnen teilzunehmen. Die tüchtigen Lehrschwestern hatten dort alles vortrefflich organisiert. Schon am Bahnhof wurden die Ankömmlinge von hübschen jungen Sarnern in der schmucken Obwaldnertracht empfangen und ins Dorf geleitet. Gegen vier Uhr versammelte man sich in der schönen neuen Turnhalle, die geschmackvoll mit Blumen und Grün dekoriert worden war. Unter der sicheren Leitung der Präsidentin, Fräulein Reinhard aus Bern, wurden die Vereinsgeschäfte rasch und gut erledigt. Das Motto : « Schnell, sicher und korrekt », das einem künftigen Flickkurs vorangestellt werden soll, könnte noch auf manch anderes Gebiet in der Ausbildung unserer jungen Mädchen angewendet werden.

Vor dem Nachtessen war noch eine gute Stunde Zeit, und so konnten es sich ein paar Baslerinnen nicht versagen, in die erfrischenden Fluten des Sarnersees zu tauchen.

Beim Bankett im Hotel zum Metzger gab es ausser den Begrüssungsworten der Vereinspräsidentin und des Gemeindepräsidenten allerlei Ueberraschungen. Eine Schar Sarnen Knaben und Mädchen in der Landestracht sangen und jodelten mit frischen Stimmen, mit und ohne Klavierbegleitung, und zwei Knaben erfreuten die Festversammlung durch ihr gewandtes Fahnenschwingen. Dazwischen horchte man auf die Klänge der Sarnen Feldmusik. Der Landenberg war zu Ehren der Tagung festlich beleuchtet. Um ihn recht bewundern zu können, pilgerte im Lauf des Abends die ganze Gesellschaft durchs Dorf. Schliesslich begab sich jede Teilnehmerin, mit drei inhaltsreichen Päckchen der Firmen Wander A.-G., Maggi und H. C.-Garne beladen, befriedigt von dem schönen Abend, in ihr Nachtquartier.

Am Sonntagmorgen war zu unsern Ehren das Heimatmuseum geöffnet. Und nun kam der Höhepunkt der Tagung, das Referat von Herrn Privatdozent Dr. Hanselmann, Zürich : « Hand und Geist. » Der Referent sprach zuerst von Körper und Seele und deren Wechselbeziehungen untereinander. Bei beiden wiederholen sich immer wieder die drei Grundprozesse : aufnehmen, verar-